

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Buarque, Chico**  
**Vergossene Milch**

Roman

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 3

**DIE FRAU, DIE MICH BESUCHEN** gekommen ist, das glaubt kein Mensch, das ist meine Tochter. Dass sie so komisch und absonderlich geworden ist, liegt an ihrem Sohn. Oder Enkel, jetzt weiß ich nicht mehr so richtig, ob der Junge mein Enkel oder mein Urenkel ist oder was. Während die Zeit der Zukunft immer knapper wird, müssen sich die jüngeren Leute irgendwie in meinem Kopf in einem Eckchen zusammendrängen. Für die Vergangenheit habe ich einen immer größer werdenden Salon, da passen bequem meine Eltern, Großeltern, entfernte Verwandte und Kommilitonen von der Universität hinein, die ich schon vergessen hatte, mit ihren jeweiligen Salons voller Verwandten und Verschwägerten und ungeladenen Gästen mit ihren Geliebten, außerdem die Erinnerungen all dieser Leute bis in die napoleonische Zeit. Nur so als Beispiel, gerade jetzt sehe ich Sie an, jeden Abend sitzen Sie so lieb bei mir, und ich geniere mich, Sie wieder zu fragen, wie Sie heißen. Dafür kann ich mich an jedes Barthaar von meinem Großvater erinnern, obwohl ich

den nur von einem Ölgemälde kannte. Und aus dem Büchlein, das muss irgendwo da in der Kommode liegen oder sonst auf dem Nachttisch meiner Mutter, fragen Sie die Putzfrau. Es ist ein schmaler Band mit einer Reihe von fast gleichen Fotos, wenn man schnell blättert, meint man, dass sie sich bewegen, wie im Kino. Sie zeigen meinen Großvater, wie er in London spazieren geht, als Kind habe ich oft zum Spaß von hinten nach vorn geblättert, damit der Alte rückwärtsgehen musste. Von solchen Leuten aus alter Zeit träume ich, wenn Sie mich zum Schlafen fertig machen. Wenn's nach mir ginge, würde ich in allen Farben von Ihnen träumen, aber meine Träume sind wie Stummfilme und die Darsteller schon seit Ewigkeiten tot. Neulich habe ich meine Eltern vom Spielplatz abgeholt, im Traum waren sie nämlich meine Kinder. Ich habe sie mit der Nachricht gelockt, dass mein neugeborener Großvater beschnitten werden sollte, er war mir nichts, dir nichts Jude geworden. Von Botafogo ging der Traum über zur Fazenda am Fuß der Berge, da begegneten wir meinem Großvater mit weißem Bart und weißen Koteletten, er spazierte im Frack vor dem englischen Parlament hin und her. Er machte kurze, zackige Schritte, wie mit mechanischen Beinen, zehn Meter vor, zehn Meter zurück, streng nach Vorschrift. Mein Großvater war ein hohes Tier im Kaiserreich, Freimaurer-Meister und radikaler Gegner der Sklave-

rei, er wollte alle schwarzen Brasilianer nach Afrika zurückschicken, aber daraus ist nichts geworden. Seine eigenen Sklaven wollten nach ihrer Freilassung auf seinen Ländereien bleiben. Er besaß Kakaopflanzungen in Bahia, Kaffeeplantagen in São Paulo, machte ein Vermögen, starb im Exil, und begraben ist er auf dem Familienfriedhof der Fazenda am Fuß der Berge, mit einer Kapelle, die der Kardinal Erzbischof von Rio de Janeiro geweiht hat. Sein ehemaliger Sklave Balbino, der am meisten an ihm hing, so treu wie ein Hund, der sitzt für immer auf seinem Grab. Wenn Sie ein Taxi holen, kann ich Ihnen die Fazenda, die Kapelle und das Mausoleum zeigen.

## 4

**BEVOR SIE JEMANDEM ZEIGEN**, was ich Ihnen diktiere, tun Sie mir den Gefallen und legen den Text einem Korrektor vor, damit Ihre Rechtschreibfehler nicht mir angelastet werden. Und denken Sie daran, dass sich mein Familienname Assumpção schreibt und nicht Assunção, wie die übliche Schreibweise, gut möglich, dass es sogar in meiner Krankenakte so steht. Assunção, diese eher gebräuchliche Form, hat der Sklave Balbino als Nachnamen angenommen, als hätte er sozusagen um Erlaubnis gebeten, barfuß in die Familie einzutreten. Zufällig war sein Sohn, auch ein Balbino, Pferdeknecht bei meinem Vater. Und dessen Sohn Balbino Assunção Neto, ein ziemlich pummeliger Schwarzer, war in meiner Kindheit mein Freund. Er hat mir beigebracht, wie man Drachen steigen lässt und Zwillen baut, um Vögel zu schießen, und mich hat immer fasziniert, was für Kunststücke er mit einer Apfelsine auf dem Fuß machte, als noch kein Mensch von Fußball sprach. Aber seit ich auf dem Gymnasium war, bin ich seltener auf die Fazenda gekommen, er ist ohne

Schulbesuch aufgewachsen, und wir haben uns auseinandergelebt. Nur in den Juliferien haben wir uns wiedergesehen, und dann habe ich ihn manchmal um einen Gefallen gebeten, aber eher, um ihm selbst einen Gefallen zu tun, er war von Natur aus hilfsbereit. Manchmal habe ich ihn auch nur gerufen, damit er in der Nähe war, denn die Ruhe auf der Fazenda nervte mich, ich wollte damals, dass alles schnell geschieht, aber die Zeit kroch dahin. Daher die ewige Ungeduld, und jetzt freue ich mich, wenn ich sehe, wie Ihr Mädchenblick im Krankenzimmer hin und her geht: zu mir, zu der Uhr, dem Fernseher, dem Mobiltelefon, zu mir, zu dem Bett des Querschnittsgelähmten, dem Tropf, der Sonde, dem Alten mit Alzheimer, dem Mobiltelefon, dem Fernseher, zu mir, wieder zur Uhr, und das in nicht mal einer Minute. Und genauso wunderbar finde ich, wenn Ihr Blick wie verloren auf meinem verweilt und Sie an den Galan in der Telenovela denken, an die Nachrichten im Mobiltelefon, an die überfällige Menstruation. Sie sehen mich so an, wie ich auf der Fazenda einen Frosch angesehen habe, Stunden und aber Stunden habe ich regungslos den alten Frosch angestarrt, um auf andere Gedanken zu kommen. Damit Sie sich eine Vorstellung machen können, eine Zeitlang hatte ich die fixe Idee, ich müsse Balbino in den Arsch ficken. Ich war siebzehn, vielleicht achtzehn, jedenfalls hatte ich schon Frauen gehabt, auch die Französinen.

Ich brauchte das also nicht, aber aus heiterem Himmel hatte ich beschlossen, Balbino zu vögeln. Also habe ich ihn aufgefordert, mir eine Mango zu pflücken, aber es musste eine ganz bestimmte sein, die eine hoch oben, dabei war sie noch gar nicht reif. Balbino gehorchte mir sofort, und wie er mit großen Sätzen von Ast zu Ast kletterte, das wirkte auf mich tatsächlich erregend. Er erreichte die besagte Mango, aber ich rief eine neue Anweisung, nein, nicht die, die andere, ein Stück weiter oben. Die Sache fing an, mir Spaß zu machen, kein Tag verging, ohne dass ich Balbino mehrmals zum Klettern in die Mangobäume schickte. Und mir kam der Verdacht, dass er sich da oben auch anzüglich bewegte, außerdem hatte er eine etwas weibische Art, die Knie zusammenzudrücken, wenn er sich bückte, um die Mangos aufzusammeln, die ich auf die Erde geworfen hatte. Für mich war klar, dass Balbino in den Arsch gefickt werden wollte. Mir fehlte nur der Mumm für den endgültigen Angriff, aber ich ging so weit, Floskeln aus herrschaftlicher Tradition einzuüben, das Recht der ersten Nacht, Ideen, die sein Begriffsvermögen so weit übersteigen würden, dass er auf der Stelle einwilligen würde. Doch zum Glück habe ich um die Zeit Matilde kennengelernt und mir diese Dummheit aus dem Kopf geschlagen. Jedenfalls kann ich versichern, dass ich durch den Umgang mit Balbino als Erwachsener keine Rassenurteile hatte. In dem Punkt bin ich nicht

nach meinem Vater geraten, der mochte nur Blondinen und Rothaarige, am besten mit Sommersprossen. Auch nicht nach meiner Mutter, denn als sie merkte, dass ich Matilde den Hof machte, hat sie unverblümt gefragt, ob das Mädchen nicht Körpergeruch habe. Nur weil Matilde fast braune Haut hatte, sie war die Dunkelste von allen Mädchen der Marienkongregation, die bei der Messe für meinen Vater gesungen haben. Ich hatte sie schon ein paarmal kurz gesehen, als sie nach der Elf-Uhr-Messe aus der Kirche kam, da drüben, aus der Kathedrale Candelária. Genaugenommen, konnte ich sie nie in Ruhe betrachten, weil sie nie stillstand, sie redete, lief hin und her, verschwand zwischen ihren Freundinnen, ließ ihre schwarzen Locken wippen. Sie kam aus der Kirche, als käme sie aus dem Kino, dem Pathé, wo damals ständig amerikanische Filme gezeigt wurden. Aber in diesem Augenblick, als die Orgel die Einleitung zur Gabenbereitung spielte, fiel mein Blick ganz unbeabsichtigt auf sie, ich sah weg, sah wieder zu ihr hin und konnte den Blick nicht mehr von ihr wenden. Denn so angespannt, die Haare zusammengebunden, war sie noch intensiver sie selbst mit ihrem verhaltenen Wippen, ihrer inneren Unruhe, ihrer Gestik und ihrem Lachen, für immer nach innen gekehrt, o weh. Dann, wie, weiß ich nicht, überkam mich mitten in der Kirche das verrückte Verlangen, ihre Wärme zu spüren. Ich stellte mir vor, wenn ich sie überrumpelte und



in die Arme nähme, so dass sie sich wehren und mir auf die Brust trommeln würde, das wäre so, als würde ich den kleinen Vogel, den ich als Kind gefangen hatte, in meinen Händen ersticken. Während ich diesen profanen Phantasien nachhing, fasste meine Mutter mich am Arm, um zum Abendmahl zu gehen. Ich zögerte, trödelte etwas, fühlte mich des Sakraments nicht würdig, aber es vor aller Augen zu verweigern wäre respektlos gewesen. Aus einer gewissen Angst vor der Hölle kniete ich mich schließlich vor dem Altar hin und schloss die Augen, um die heilige Hostie zu empfangen. Als ich die Augen wieder aufschlug, drehte Matilde sich zu mir und lächelte, sie saß an der Orgel, aber die Orgel war keine Orgel mehr, sondern der Flügel meiner Mutter. Das nasse Haar hing ihr über den nackten Rücken, aber jetzt, glaube ich, bin ich schon in einen Traum gerutscht.

# 5

**DIE ÜBLICHE GESCHICHTE**, man zerzt mich aus dem Bett, hebt mich auf eine Trage, keiner fragt, ob es mir unbequem ist. Ich bin noch gar nicht richtig wach, man hat mir nicht die Zähne geputzt, ich habe ein zerknautschtes Gesicht und bin nicht rasiert, und so erbärmlich, wie ich aussehe, schieben sie mich unter dem kalten Licht durch den Flur, das reinste Fegefeuer, wo jede Menge Krüppel auf dem Boden herumliegen, ganz zu schweigen von den Obdachlosen, die herkommen, um sich am Elend anderer zu weiden. Deshalb ziehe ich mir das Laken über mein einstmals schönes Gesicht, aber man zieht es mir gleich wieder weg, damit es nicht so aussieht, als wäre ich tot, weil das einen schlechten Eindruck macht oder weil es für einen Krankenträger beschämend ist, eine Leiche herumzuführen. Dann kommt der Fahrstuhl, wo mir alle ungeniert ins Gesicht sehen, statt den Blick auf den Fußboden, an die Decke, auf die Stockwerksanzeige zu richten, schließlich kostet es nichts, einen alten Kerl anzustarren. Oben kommt der nächste Flur mit vielen

Ecken und Winkeln und Gejammer und Geschrei, und dann endlich der alte Raum für die Tomographie, keine Ahnung, wem der ganze Aufwand nützt. Ich bin schon ich weiß nicht wie oft geröntgt worden, man hat mich von oben bis unten untersucht, und wenn sie fertig sind, sagen sie kein Wort, noch nie hat man mir eine Aufnahme meiner Lunge gezeigt. Apropos, ich würde mir gern meine privaten Fotos ansehen, Sie, Doktor, Sie sehen so höflich aus, wenn es Ihnen nichts ausmacht, fahren Sie doch mal bei mir zu Hause vorbei. Lassen Sie sich von meiner Mutter den barocken Palisandersekretär zeigen, die mittlere Schublade quillt über von Fotos. Suchen Sie ordentlich und dann bringen Sie mir ein postkartengroßes Foto, auf der Rückseite steht von Hand geschrieben Januar 1929, das Foto zeigt eine kleine Menschenansammlung am Kai im Hafen, im Hintergrund ein Schiff mit drei Schornsteinen. Von den Menschen sieht man nur die Kleidung von hinten und die Hüte, denn alle stehen der *Lutetia* in der Bucht zugewandt. Aber vergessen Sie nicht, mir auch die Lupe mitzubringen, die müsste in der kleinsten Schublade liegen, dann zeige ich Ihnen etwas. Wenn man ganz genau hinsieht, kann man auf dem Foto ein einziges Gesicht erkennen, das Gesicht von dem einzigen Mann, der zum Objektiv blickt, und dieser Mann in schwarzem Anzug und Melone, das kann ich Ihnen versichern, das bin ich. Eine stärkere Lupe zu

besorgen hat keinen Sinn, bei zu starker Vergrößerung wird die Physiognomie verzerrt, man erkennt weder Mund noch Nase, noch Augen, das Ganze sieht dann aus wie eine Gummimaske mit dunklem Schnurrbart. Und selbst wenn das Bild scharf wäre, meine feinen Gesichtszüge mit knapp zweiundzwanzig Jahren kämen Ihnen womöglich weniger glaubwürdig vor als eine Gummimaske. Aber ich habe da gestanden, und ich kann mich noch gut daran erinnern, wie hypnotisiert alle diese Leute waren, als die *Lutetia* ziemlich theatralisch aus dem dichten Nebel auftauchte. In diesem Augenblick habe ich mich umgedreht und in gut zwanzig Metern Entfernung einen Fotografen mit seiner Ausrüstung gesehen. Das war nichts Neues, schon seit einiger Zeit gab es die Fotoamateure oder Berufsfotografen, die überall Momentaufnahmen für die Nachwelt machten, wie man damals sagte. Also habe ich – nicht ganz uneitel – überlegt, auf der entwickelten Aufnahme würde ich als Einziger der Nachwelt in die Augen sehen. Und viele, viele Jahre später, wenn die Zeit ihre mörderische Wirkung getan hätte, würde ich trotzdem noch in gewisser Weise ein überlebendes Gesicht sein, weil ich mich instinktiv in genau diesem Augenblick zur Kamera umgedreht hatte. Zusammen mit dieser Aufnahme hatte ich in einem Antiquariat ein ähnliches Foto gleicher Größe erstanden, wenige Stunden nach dem ersten aus demselben Winkel und mit

demselben Objektiv aufgenommen, also offensichtlich vom selben Fotografen. Da hatte die *Lutetia* schon festgemacht, und die Passagiere gingen, umringt von Freunden und Verwandten, zum Zollgebäude. Ich bin links unten zu sehen, neben einem größeren Mann in grauem oder beigem Anzug, einen Strohhut etwas schräg auf dem Kopf. Wieder blicke ich in die Kamera, aber dieses Mal missgelaunt, weil ich den Überzieher und die lederne Aktentasche eines anderen halten muss und deshalb fast wie ein Lakai wirke. Der Monsieur neben mir hieß Dubosc, und wenn die Fotografie akustisch wäre, könnte man eine sehr tiefe Stimme heraushören, die nach der französischen Delegation fragt. Zu diesem Zeitpunkt hatte er mich vermutlich noch nicht erkannt, denn nachdem er Überzieher und Aktentasche mir überlassen hatte, blickte er über mich hinweg und fragte unausgesetzt, der Botschafter?, der Botschafter? Zwar war bereits geplant, dass der Botschafter am Samstagabend seine Salons für ihn öffnen würde zu einem Empfang in Anwesenheit des diplomatischen Corps sowie etlicher Honoratioren und Prominenten der hiesigen Gesellschaft, aber damit gab sich Dubosc nicht zufrieden. Ich hatte in korrektem Französisch erklärt, ich sei entzückt, ihn nach unseren unvergesslichen Begegnungen in Paris, zusammen mit meinem verstorbenen Vater, dem Senator Assumpção, wiederzusehen. Aber selbst der Name meines Vaters zeitigte

keine Wirkung, er fragte weiter hartnäckig nach dem Konsul, dem Militärattaché, und protestierte lautstark, weil sich die Herausgabe des Gepäcks verzögerte. Es ist bekannt, dass manchen Leuten das Reisen nicht bekommt, so wie viele Weine keinen Transport vertragen, deshalb hielt ich es für klüger, ihn wortlos zum Palace Hotel zu bringen und ihn bis zum nächsten Tag in Ruhe zu lassen, damit er sich erholen konnte. Außerdem wollte ich schnell nach Hause, vielleicht würde meine Frau sich bei mir dafür bedanken, dass ich ihr einen unerfreulichen Ausflug erspart hatte. Schon im Hotelfoyer fand unser Mann das Palace scheußlich, dass es sich nicht mit dem Ritz in Paris messen konnte, stand ja außer Frage, aber es war das beste Hotel in der Avenida Central, und die Avenida wiederum missfiel ihm, weil sie sich europäisch gab. Dieser Dubosc, ich sag's Ihnen, was aus dem geworden ist, weiß ich nicht, aber wenn er damals um die vierzig war, dann muss er nach meiner Berechnung seit über zwanzig Jahren tot sein. Ich wünsche ihm, dass er friedlich im Kreis der Seinen gestorben ist, aber an einem fulminanten Kollaps, damit er sich nicht so wie ich mit Schmerzen durchs Leben schleppen musste, so wie mir jetzt, wo ich mich wieder auf die Trage lege, die Knochen und die wundgelegenen Stellen schmerzen. Ich kann mir denken, wie er über die eisige Kälte hier im Raum und die stickige Hitze draußen geflucht hätte. Ich hoffe so-

gar, dass er niemals die stinkenden Fahrstühle betreten musste, nie gesehen hat, wie die Kakerlaken an den Wänden hochkrabbeln, niemals so einen Fraß wie in diesem Krankenhaus essen musste und bis zu seiner Todesstunde auch nicht ständig *merde alors* gesagt hat. Denn es ist wirklich alles Scheiße, aber abends, wenn meine liebe Freundin kommt, wird es etwas besser.